

HERMANN SIMON

A photograph of Hermann Simon, a middle-aged man with grey hair, smiling. He is wearing a dark suit, a white shirt, and a striped tie. He is leaning his right arm on a large, round haystack. The background is a field of dry grass or straw.

ZWEI
WELTEN,
EIN LEBEN

Vom Eifelkind
zum Global Player

campus

Wort für Spreu, wie in »Spreu und Weizen«. Es heißt in Eifler Platt »Koff«, das englische Wort dafür ist »chaff«. Bei einem Abendessen diskutierten wir solche Eigenarten der Dialekte mit Professor Josef Isensee, dem bekannten Bonner Staatsrechtler und Staatsphilosophen. Er stammt von einem niedersächsischen Bauernhof. Von ihm erfuhr ich, dass Spreu auch in seinem niederdeutschen Dialekt »Koff« oder »Kaff« heißt. Ähnliches erlebte ich mit dem Wort »Kump«, das in der Eifel Trog bedeutet. Mein Geschäftspartner Dr. Georg Tacke, in Ostwestfalen aufgewachsen, bestätigte, dass es im dortigen Platt dasselbe Wort gibt. Solche Worte haben offensichtlich ihren Ursprung im Germanischen und strahlen von dort ins Englische und Niederdeutsche aus. Eine Erklärung, warum sie auch in der Eifel vorkommen, könnte darin liegen, dass Karl der Große während seiner Kriege gegen die Sachsen vermutlich eine größere Zahl derselben in die Eifel zwangsumgesiedelt hat.¹⁵

Auch grammatikalisch hat das Eifler Platt merkwürdige Besonderheiten. Im Hochdeutschen unterscheidet man beim Zahlwort »ein« die männliche, weibliche und sächliche Form: ein Mann, eine Frau, ein Pferd. Beim Zahlwort zwei gibt es in der hochdeutschen Sprache hingegen nur eine Form. Im Platt hingegen existieren drei Formen. Es heißt zwien Männa, zwu Frauen, zwei Pärda. Seltsam!

Der gemeinsam gesprochene Dialekt spielte für die Identität der Dorfgemeinschaft eine gewichtige Rolle. Wenn man Platt sprach, gehörte man dazu. Hingegen gab es zwischen Platt und Hochdeutsch Sprechenden eine Art unsichtbare »Mauer«. Damit will ich nicht ausdrücken, dass diese »Mauer« Animosität oder gar Feindseligkeit widerspiegelte. Zwischen Platt Sprechenden entsteht jedoch spontan eine größere Nähe. Distanz wird abgebaut. Das ist bis heute so. »Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft« – so formulierte Goethe es in seiner Autobiografie *Dichtung und Wahrheit*.

Gemeinsame Sprache erzeugt Gefühle des Vertrauens und Geborgenseins. Bei internationalen Managementseminaren und ähnlichen Veranstaltungen werden die Teilnehmer bunt gemischt, ar-

beiten in multinationalen Gruppen zusammen, diskutieren und präsentieren. Die Sprache ist dabei in aller Regel Englisch, für die meisten Teilnehmer eine Fremdsprache. Interessant ist die Beobachtung, die ich Hunderte von Malen während der Pausen machte. Schlagartig bilden sich Gruppen gleicher Sprache, beim Mittagessen sitzen die Franzosen, die Japaner, die Italiener zusammen. Der Zweck solcher Events, dass sich die Menschen über nationale und sprachliche Grenzen hinweg kennen lernen, wird durch diese Flucht in die eigene Sprachwelt ad absurdum geführt, zumindest behindert. An einem Abend in einem Brauhaus in der Kölner Altstadt, an dem einige Hundert unserer Mitarbeiter teilnahmen, ging ich von Tisch zu Tisch, um die Kollegen zu begrüßen. An einem großen runden Tisch saßen nur Pariser. Auf meinen Einwand, das sei doch nicht der Sinn unseres länderübergreifenden »World Meetings«, vielmehr sollten sie sich mit den Kollegen aus anderen Ländern und Büros mischen, erhielt ich die Antwort: »In Paris haben wir nie Zeit, uns mal in Ruhe zusammzusetzen. Wir finden es ganz toll, dass wir hier an einem Tisch sitzen können.« Die Franzosen sind nie auf den Mund gefallen. Und obwohl unsere Pariser Mitarbeiter alle gut Englisch sprechen, fühlen sie sich in ihrer Muttersprache offensichtlich wohler. Entsprechend schätzen sie es, wenn man mit ihnen *en français* kommuniziert.

Persönlich habe ich häufig erfahren, wie mich meine Sprache verriet und Bande schuf, die sich über die Zeit erhielten. Das beginnt mit dem Erkennen der gemeinsamen Herkunft. Immer wieder begegneten mir Personen, die wie ich selbst aus der Eifel oder dem nahegelegenen Moseltal stammten. Nicht selten wurde ich bei Vorträgen, Diskussionen oder Beratungsprojekten an meiner Sprache erkannt, oder ich erkannte die Eifelherkunft in der Sprache des anderen. Dazu sagt Michael Naumann, Kulturstaatsminister unter Bundeskanzler Gerhard Schröder: »Dialekte können wie Ausweispapiere wirken, die manche Menschen auch wider Willen ein Leben lang bei sich tragen.«¹⁶ Ich erinnere mich an einen Besuch bei der Firma Bosch Rexroth in Lohr im Spessart. Ich kam zur Mittagszeit an, der Vorstand lud mich zum Mittagessen ein, das Gespräch

begann. Plötzlich sagte ein Vorstandsmitglied: »Herr Simon, Sie sprechen genauso wie unser Dr. Hieronimus.« »Wer ist Dr. Hieronimus?«, fragte ich und schob nach: »Und woher stammt er?« Dr. Albert Hieronimus, damals Vorstandsmitglied von Rexroth, dann Chef von Bosch in Indien und in seinem letzten Amt Vorstandsvorsitzender der Bosch Rexroth AG, des Weltmarktführers für Hydraulik, antwortete: »Aus einem kleinen Dorf in der Eifel, das Sie mit Sicherheit nicht kennen.« Doch ich wollte wissen, wie das Dorf hieß. »Immerath im Vulkaneifelkreis Daun«, lautete die Antwort. Da brauchte ich nur noch zu ergänzen, dass mein Urgroßvater aus Immerath stammte und den Namen Simon in mein Heimatdorf brachte. Über die Jahre gab es viele Begegnungen dieser Art mit »Kindern der Eifel«. Ist es Zufall, dass sich meine Pfade so häufig mit den Wegen anderer Eifeler kreuzten? Oder liegt es an der Sprache, dass wir uns erkannten?

Aus diesen Begegnungen entstand die Idee, die Erfolge, Karrieren und Erlebnisse dieser Persönlichkeiten zurückzutragen in die Heimat. Denn fast alle hatten ihre Heimatdörfer und -städte in jungen Jahren verlassen. Zu Hause wussten nur die wenigsten Menschen, was aus ihnen geworden war und welche ungewöhnlichen Laufbahnen sie zurückgelegt hatten. So startete ich im Jahr 2007 mit der regionalen *Eifelzeitung* unter dem Titel »Kinder der Eifel – erfolgreich in der Welt« eine Serie. Jede Woche erschien ein Portrait, und später veröffentlichten wir diese Serie unter gleichem Titel als Buch.¹⁷ Serie und Buch fanden große Beachtung. Die Eifler waren stolz auf ihre Kinder, die draußen in der Welt ihren Weg gemacht haben.

Es gab eine weitere Situation, in der die Sprache eine zusammenführende, aber auch eine separierende Funktion hatte. Ab 1958 besuchte ich das Cusanus-Gymnasium in der nahe gelegenen Kreisstadt Wittlich. Viele Schüler kamen aus den Dörfern und viele von ihnen beherrschten nur ihren Dialekt. Hochdeutsch war für sie eine Art Fremdsprache. Hingegen sprachen die Schüler, die in der Stadt aufgewachsen waren, in der Regel Hochdeutsch, wenn auch mit starker regionaler Färbung. Sie waren Kinder von Beamten, Ärzten,

Rechtsanwälten oder Geschäftsleuten. Die Sprachteilung hielt sich praktisch über die ganze Schulzeit, und darüber hinaus. Die Dorf-
kinder sprachen untereinander weiterhin Platt, in der Kommunikation mit und zwischen Stadtkindern wurde in Hochdeutsch par-
liert. Und bis heute ist das im Wesentlichen so geblieben. Wenn ich
jemanden treffe, mit dem ich früher per Platt verkehrte, falle ich
automatisch in unser altes gemeinsames Idiom zurück. Es fällt mir
schwer, mit einer solchen Person Hochdeutsch zu reden. Und dem
oder der anderen scheint es genauso zu gehen. Beim Münchner
Oktoberfest saßen wir in einer fröhlichen Runde im Käfer-Zelt. Von
den rund 15 Personen war einer, Dr. Michael Thiel, der Sohn mei-
nes Volksschullehrers Jakob Thiel, ein »Stammesbruder« aus Kind-
heitstagen. Für uns beide war klar, dass wir Eifler Platt sprachen. Es
wäre nicht anders gegangen.

2. DIE WELT, IN DER ICH AUFWUCHS

Gruß aus dem Mittelalter

Ein etwas älterer Zeitgenosse aus meiner Heimat schrieb, dass seine »Kindheit und Jugend einer Lebenswelt angehörten, die aus heutiger Sicht geradezu mittelalterlich anmutet, aber vor kaum einem halben Jahrhundert noch wirklich war. Gleichsam über Nacht erfolgte dann ein Umbruch, wie man sich ihn radikaler kaum vorstellen kann.«¹ Der Verfasser, der Professor der Pädagogik Johannes Nosbüsch (1929–2011), stammte aus dem Eifelkreis Bitburg. Diese Aussage beschreibt auch meine Kindheit treffend. Es ist keineswegs übertrieben, die Bauernwirtschaft in der Eifel unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg als »mittelalterlich« zu bezeichnen. Seit dem 19. Jahrhundert hatte es Fortschritte gegeben, gleichwohl dominierten nach wie vor Handarbeit, Selbstversorgung und traditionelle Gewohnheiten. Wohl Hunderte von Autoren haben ihre Kindheit auf dem Bauernhof beschrieben. In solchen Biografien erkenne ich vielfach meine eigene Geschichte wieder. Und Wiederholungen ähnlicher Inhalte will ich meinen Leserinnen und Lesern ersparen. Ich beschränke mich deshalb auf wenige markante Gegebenheiten, an die ich mich selbst noch erinnere.

Von wenigen Ausnahmen wie Lehrer, Postbeamter und Polizist abgesehen, lebten alle Familien unseres Dorfes von der Landwirtschaft. Es handelte sich dabei um Kleinbetriebe mit einer durchschnittlichen Größe von acht Hektar. Der größte Landwirt bewirtschaftete elf Hektar. Nahezu alle Arbeiten wurden per Hand er-